



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Romane

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Neue Romane



iner der gelungensten Romane, den Ludwig Ganghofer geschrieben hat, ist, wie wir meinen, sein neuester Hochlandsroman: Der laufende Berg (Stuttgart, Bonz u. Comp.). Seine Dorfgeschichten sind überhaupt mehr nach unserm Geschmack, als die Romane aus dem Leben der vornehmen Welt, in denen die Bauern und Gebirgsleute nur im Nebenpiel mit herlaufen, und in diesem „Laufenden Berg“ sind die wenigen Hauptfiguren besonders gut und fein ausgeführt. Der reiche junge Purtschellerbauer wirtschaftet sich unten im Dorf durch Spiel, Sport und Jagdbummelei von Haus und Hof und verunglückt am Schluß des Romans auf seiner neuen Kenngig. Man hat ihm trotz seiner vielen Dummheiten eigentlich doch immer gut sein müssen, denn seine Fehler, Heftigkeit und Hang zum Wohlleben, sind Erziehungsfehler; wäre das nicht, so hielte es ja der Leser gar nicht aus, bis zum Schluß mit den Narheiten des kindisch eiteln Patrons unterhalten zu werden. Nun aber ist alles zu Ende, der Bauer liegt drüben auf dem Kirchhof, auf dem Hof ist Versteigerung, alles geht für Hypotheken und Handschulden drauf, und die junge Frau, die vor wenig Jahren als armes Mädchen vom ganzen Dorfe beneidet hier einzog, verläßt das Haus, arm, wie sie gekommen ist, und mit der Erinnerung an eine unglückliche Ehe belastet. Sie hätte damals einen vortrefflichen, armen Burschen, einen Gespielen ihrer Kindheit, haben können. Ob sie ihn nicht wollte, weil sie den Purtscheller vorzog? Der Matthes ist seit einem Jahr vom Militär zurück und lebt bei seinen alten Eltern, die über dem Dorf am Berg ein kleines Besitztum haben. Hätte der Purtschellerbauer den Matthes als Großknecht oder Aufseher haben können, dann könnte er sich ganz seinen feinern Passionen hingeben, aber der Matthes hat nicht gemocht, bis er hört und sieht, daß unten alles verfällt, daß die Hypothekensjuden kommen, und die arme junge Frau immer unglücklicher wird. Da endlich bietet er sich an, arbeitet und hilft die Last tragen, so lange es noch geht. Aber es ist zu spät, und als sie am Tage nach der Versteigerung die Schritte zu seinen Eltern hinaufsenten und vorläufig um Aufnahme bitten will, findet sie in dem kurz zuvor entlassenen Knechte ihren zweiten Mann, der mit seinen Ersparnissen das längst verfallne Anwesen ihrer früh verstorbenen Eltern erwirbt und wiederherstellt. Aber es gibt noch ein zweites Paar am Schluß, des Matthes

Schwester Broni, ein prächtiges, energisches Geschöpf, und den Schmied im Dorf, ders im Anfang der Erzählung ebenso im kleinen treibt, wie der Burtsheller im großen, bis ihn die Broni für einen echten Lumpen erklärt, was er sich dann so zu Herzen nimmt, daß er am Ende unsers Romans ihrer würdig geworden ist. Was nun diese einfachen Hergänge unsrer Teilnahme so nahe bringt, ist das Ereignis, das der Titel ausdrückt. Ein langsam sich vorbereitender Bergrutsch, der schon ganz oben ein Stück von des Burtshellers Wald umgerissen hat, droht das Haus der Eltern von Matthes und Broni zu zerstören, und nur der unsäglich mühevollen Arbeit der kleinen Familie und des Schmieds, der sich hier aufs beste bewährt, gelingt es, das Schlimmste abzuwenden. Was aber oben durch ernste Sorge gerettet und erhalten bleibt, das geht zu derselben Zeit unten auf dem Burtshellerhofe durch Leichtfinn verloren. Dieser Gegensatz giebt der Erzählung ein spannendes Interesse. Sie ist in der Hauptsache ernst, aber doch auch wieder sehr reich an komischen Zügen. Sie ist nicht zu lang in der Schilderung und dabei außerordentlich munter und treffend im Dialog. Man möchte nichts anders haben, als wie es geraten ist; mit dem Gegebenen ist die Aufgabe gerade zu Ende gebracht. Der Abschluß, die Doppelheirat, wird nur angedeutet. Schriftsteller von Beruf könnten an diesem Kunstwerke noch manches einzelne lernen, z. B. das Gleichgewicht zwischen Komik und Trübsinn an der Figur des alten Handelsjuden Rafael oder die Stellen, wo des Matthes alter Vater in den Stunden der Not die vorgeschriebnen Gebete durch eigne ersetzt oder ergänzt. Wie stark hätte da vielleicht ein anderer aufgetragen, und mit wie wenig Strichen wirkt der Künstler!

Ein eigentümlich schönes Buch — Roman möchten wir es nicht nennen, aber auch nicht, wie es selbst sich bezeichnet: „Ein Lebens- und Zeitbild aus dem siebzehnten Jahrhundert,“ denn dieser Nebentitel läßt einen der üblichen Professorenromane vermuten, und das Buch ist viel besser — ist Martin Bözinger von S. H. Löffler. Zwei Bände (Leipzig, Grunow), von denen wir dem Leser eine ganz schiefe Vorstellung geben würden, wollten wir sagen, es sei ein historischer Roman. Der Verfasser ist in den Besitz kurzer Aufzeichnungen gekommen, worin der wirkliche Martin Bözinger von den Drangsalen erzählt, die er in den Jahren 1631 bis 1647 als evangelischer Pfarrer im Koburgischen von den kaiserlichen Kriegsvölkern hat erleiden müssen. Sie sind traurig und ergreifend, aber es giebt Mitteilungen aus jener Zeit, die uns doch noch unmittelbarer packen. Anstatt das, was hieran fehlt, aus eignen Mitteln hinzuzuthun, hat der Verfasser vorgezogen, seinen Helden ganz neu zu dichten und sein Leben von frühesten Jugend an bis dahin, wo er die erste Pfarre bekommt (1627), zu schildern, wobei er begreiflicherweise jene Notizen nicht unmittelbar benutzen konnte. Sie geben nur den Schauplatz für seine Erzählung, Südthüringen und Franken bis nach Würzburg, namentlich das

Koburger Land, sodann den allgemeinen geschichtlichen Hintergrund des dreißigjährigen Krieges, dessen einzelne Ereignisse aber nur selten ganz in den Vordergrund treten. Bisweilen werden thüringische Fürsten genannt, auch adliche Herren kommen mit vor, aber die handelnden Personen, die uns ausführlich geschildert werden, sind bürgerliche, zum Teil recht bescheidne Leute, zwischen denen unser Held sein junges Dasein verbringt, erst auf der Schule in Koburg, dann in Jena auf der Universität, nachher als Informator und endlich als Bräutigam in Heldburg; nach der Hochzeit thun wir nur noch einen kurzen Blick in das eben bezogne Haus der ersten Pfarrstelle, wo das Ganze mit einem sehr rührenden Vorgange schließt. Der Schulmeistersohn Martin Bözinger hatte nämlich einst einen Spielkameraden, dessen Mutter bei den Dorfleuten im Geruch stand, eine Hexe zu sein. Sie war mit auf die Anzeige der Schulmeistersleute hin dem Konsistorium überliefert und dann auf dem Markt von Koburg verbrannt worden; der kleine Martin hatte samt seinem Vater dem letzten traurigen Akte zugeesehen. Sein Kamerad; der Hans, auf den man gleichfalls als auf einen Hexensohn gefahndet hatte, war den Häschern entflohen. Nach einigen Jahren taucht er wieder auf als Kofknecht, dann als Stallmeister des Herzogs, als Straßenräuber oder als Landsknechtsführer, und immer kreuzt er Martins Wege, setzt ihn in tödtlichen Schrecken, spielt mit dem in seine Hand gegebenen Leben des Freundes, ohne ihm doch ernstlich etwas zu Leide zu thun. Unter diesem Drucke steht Martins Leben, der wie ein anderer Simplicius die einzelnen Stationen mit Kimmernis zurücklegt. Sogar in der Liebe ist der wilde Hans sein Gegner in Folge eines seltsamen Mißverständnisses. Martin und seine Erwählte, die Tochter eines Heldburger Ratschöffen, quälen sich jahrelang in Eifersucht, weil er denkt, sie liebe den Hans, und sie meint, er sei der Braut des Hans zugethan, einem adlichen Fräulein, das auch Martin kennen gelernt hat. Die Entwirrung dieser Irrsal ist das äußere Ziel der Erzählung. Daß dann Hans als eben verhehlchter Mansfeldischer Rittmeister an einer Wunde in Martins Pfarrhaus stirbt, besiegelt die Versöhnung der getrennten Freunde. Aber Martin hat längst eingesehen, daß das Recht nicht allein auf der Seite war, wo er selbst gestanden hat, daß von Aberglauben und Fanatismus die Evangelischen ihr bedeutendes Teil haben, gegen das er sich nun auflehnt, und das er im innern Kampfe allmählich überwindet, und dieses ist der tiefer liegende Zweck des Buches, das uns eine zusammenhängende innere Weltanschauung giebt. Der Verfasser bedient sich dabei teils der handelnden Personen, teils tritt er mit seinen Betrachtungen selbst hervor, oder er läßt sie wie im Märchen die Blumen und Vögel verkünden, manchmal in Versen, die dann recht hübsch sind, z. B. das Lied der heimgekehrten Schwalbe.

Aus der Ferne weit
Lockt die Frühlingszeit usw.

oder ihr Hochzeitspruch:

Hochzeitskleid

Ist bereit,

Glück und Segen kommt von oben her usw.

Auch in die Zukunft sehen bei ihm die Vögel, und durch ihren Mund läßt er manches Urteil über unser Zeitalter kund werden. Dies Hereinspielen der Tierwelt in das Leben der Menschen zieht sich durch das ganze Buch, es ist ja ein alter deutscher Zug, alles das persönlich lebendig werden zu lassen, aber nicht jeder versteht ihn so glücklich wieder anzuwenden.

Wenn man alle romanartigen Bücher in zwei Klassen teilen kann, je nach dem das Interesse an den erzählten Thatfachen überwiegt, oder das an dem Inhalt der Gedanken, die von den dargestellten Personen ausgehen: so wird schon nach diesen wenigen Bemerkungen unsern Lesern klar sein, daß „Martin Böginger“ zu der zweiten Klasse gehört. Die Handlung spannt nur selten, meistens schreitet sie dazu nicht schnell genug fort, sie muß sich vielfache Hemmungen gefallen lassen, Schilderungen, Betrachtungen, aber auch Nebenhandlungen. Wir gehen behaglich daneben her, wir befinden uns unter Leuten, die sich ausführlich über alles auszusprechen lieben; sie haben Zeit, das heimelt an, nichts drängt. Oft wird uns ganz friedlich und beschaulich und sonntäglich ums Herz, wie beim Pfarrer Paul Wolf in Bischofen im sechsten Kapitel oder so oft sich uns bei einem Besuche die Thür des Ratschüffen Böhlm in Heldsburg aufthut. Der Dialekt ist in der Unterhaltung vorzüglich behandelt und nach den Personen gut abgestuft; die Erzählung findet von da aus leicht ihren einfachen Ton, der bisweilen durch altertümliches Kanzleideutsch noch etwas steifer gemacht wird. Außer dem Titelhelden kommen noch verschiedene Personen vor, an denen wir ein tiefergehendes psychologisches Interesse nehmen. „Und des Menschen Leid und Elend, heißt es im fünfundzwanzigsten Kapitel, ist grenzenlos. Und die friedliche, liebe Natur? Wirf dich ihr in die Arme! — Täuschung! Ihr Busen ist seelenlos. Für die geängstigte Seele liegt Heil nur in der Siegesmacht einer geläuterten Heldenseele. Und nur wenn frei von Fluch und Haß, frei von trennendem Egoismus Seele in Seele rinnt, keimet Seligkeit.“ Bis Martins Seele diese Ruhe findet, braucht es lange Zeit und ganze zwei Bände. Außerlich betrachtet, sind es nur kleine Erlebnisse und oft solche, bei denen er eine komische und kümmerliche Figur abgiebt. Dann tritt er hinter ansehnlichere Gestalten zurück, und wir vergessen eine Weile, daß wir es mit dem Leben des armen Theologus zu thun haben; uns erscheint dafür das Bild der ganzen Zeit, Theologengezänk, Volksfeste, auch Zeichen des nahen Krieges. Einmal erhalten wir eine ganz realistische Schilderung eines Vogelfangs mit Netzen oben auf dem Thüringer Wald in einer Herbstnacht vor Sonnenaufgang, ein Prachtstück von Anschaulichkeit und Naturstimmung. Die Beschreibung der Studentennarrheiten in Sena ist für unsern Geschmack zu ausführlich ausgefallen, aber

jüngern Jahrgängen wird sie zusagen. Aufmerksamere Leser werden sehr bald den Eindruck bekommen, daß es sich ungeachtet aller historischen Einkleidung bei der Entwicklung des Titelhelden doch um ein allgemein menschliches Problem handelt. Martin entwächst der Autorität, die ja vielerlei Gestalt hat; er glaubt nicht mehr an Hexen, und seine vertraute Freundin wird ein gichtbrüchiges, hilfreiches Kräuterweiblein; er disputiert gegen seine geistlichen Vorgesetzten und hält es in der Moral oftmals mit den Unehrliehen und Ausgestoßenen. Ehe er zum Pfarrer bestellt wird, hat er schon oft den Seelsorger gemacht und seine eigne Seele gestärkt, sodaß er nun ein geläuterter, klar empfindender Mann geworden ist. Nach unsrer Meinung hätte wohl der etwas simpelhafte Eindruck, den Martin infolge der humoristischen Behandlung des Verfassers auf uns macht, gegen das Ende hin durch kräftigere Striche der Charakterzeichnung zurückgedrängt werden können. Er hätte dann etwas mehr von einem Helden bekommen, was ihm als Hauptperson wohl anstand. So bleibt er in seiner passiven Natur immer nur der Resonanzboden für die kräftigern Äußerungen seiner Umgebung, ähnlich wie die Jean Paulschen Helden, die man zu belächeln, aber nicht zu bewundern pflegt. Aber mit dem weichen und kränklichen Humor Jean Pauls hat der des Verfassers innerlich keine Ähnlichkeit. Wir sehen deutlich eine praktische Welt vor uns und hören eine Auffassung verkündigen, die in ihrem letzten Grunde christlich fromm, sogar kirchlich fromm zu nennen ist. Wir haben die Überzeugung, daß das ausgezeichnete Buch um seines vielseitigen Inhalts willen sehr verschiedenartigen Lesern zusagen wird.

In eine längst vergangne Zeit sind auch die Geschichten verlegt, die Heinrich Steinhausen unter dem Titel Entsagen und Finden als Buch herausgegeben hat (Stuttgart, Bonz u. Comp.); die eine, Geschichte des Remigius von Menberg, spielt sogar im elften Jahrhundert. Ihr, wie der ersten (Schwarzbärbels Bräuterei) liegt das Thema einer unter Kriegsläufen und andern Hemmungen endlich zu glücklichem Ziel gelangten Liebchaft zu Grunde, während die mittlere (Magister Cölestin) etwas tiefer angelegt ist. Anstatt seinen Stil aus dem lebendigen Dialekt irgend eines von jeher hochdeutschen Sprachgebiets zu färben, zieht der Verfasser, der Niederdeutscher ist, vor, sich eine kanzleiartig altertümelnde Schreibweise mit sehr langen, vielfach schleppenden Sätzen und einer nicht selten falschen Grammatik (z. B. „daß ich einen offenkundigen Hader unter ihnen nicht ferne zu sein vermerkte,“ „desto baß“ und ähnliches) selbst zu bilden, die unbefangnen und kenntnislosen Lesern wohl einigermaßen echt vorkommen mag, die aber, wenn sie nicht mit großer Kunst angewendet wird, auf die Dauer sehr ermüdet. Diese Gefahr hat der Verfasser einmal glücklich vermieden, in seiner mit Recht beliebt gewordenen „Smela,“ einer Erzählung, die aber auch dem Inhalte nach viel mehr bedeutet als diese drei. Sie sind wohlgemeint und brav und unschädlich, aber es fehlt ihnen alles tiefere „Etwas“ und vor allem der poetische Schimmer, der uns auch

dann noch entschädigen könnte, der sich aber durch künstliches Deutsch allein nicht erreichen läßt.

Kinder der Eifel von C. Viebig (Berlin, Fontane u. Comp.) ist ebenfalls nicht ein einziger Roman, sondern es sind sieben längere und kürzere Erzählungen von einem Meister der Schilderung. Uns persönlich sagt die Anwendung des ganz unverfälschten Moseldialekts nicht zu, wir halten eine Abtönung, wodurch dann der Abstand von der Sprache der Erzählung zugleich gemindert wird, für ästhetisch richtiger. Wer sich aber hier dem Standpunkte der Allermodernsten anbequemen mag, der muß sagen: Ausgezeichnet! Alles lebt und lebt vor uns. Da ist zuerst der wilde, aber gutherzige Försterssohn, der Liebling seiner kranken Mutter, die von ihrem Manne mißhandelt wird. Der Junge dient in Trier, überschreitet einen Sonntagsurlaub, den er auf dem Tanzboden mit seiner dort im Dienst stehenden Jugendgespielin verbringt, und darf zur Strafe dafür nicht nach Hause, als seine Mutter ernstlich erkrankt ihn rufen läßt. Endlich kann er gehen, seine Dienstzeit ist um. Er trifft die Mutter nicht mehr am Leben, und der Vater hat sich ihr kleines Vermögen verschreiben lassen, auf das der Sohn gehofft hatte. Die Feindschaft zwischen den beiden Männern führt dahin, daß endlich der Sohn den Vater nachts im Walde erschießt, nachdem er lange mit jenem Mädchen, seiner „Delila,“ versteckt die Gegend unsicher gemacht hat. Und als nun das Amt einen Preis auf seinen Kopf aussetzt, verrät sie ihn an Soldaten seiner frühern Kompagnie, die die Streife haben ausführen müssen. Das ist bloß das Gerippe einer Erzählung, deren einzelne Vorzüge sich nicht kurz wiedergeben lassen. Und sie ist noch nicht einmal die feinste. Dafür möchten wir den „Osterquell“ halten, eine zart und scharf gezeichnete Skizze aus dem innersten Volksleben, in der sich sehr viel für die dortigen Leute charakteristisches zusammengefaßt findet. Mann und Frau wollen oben in Buchholz bei den Benediktinern Osterwasser schöpfen, sie schleppt sich mit Mühe hinauf an den Stationsbildern vorbei, und an ihrer Hand hängt ein kranker sechsjähriger Junge. Diesen sollen die Brüder oben behalten, teils weil er unten stört, wo ein Brüderchen erwartet wird, hoffentlich ein gesünderes! — teils, um ihn gesund zu machen, denn sie können es ja. Und oben unter den Mönchen befindet sich der jüngere, schönere und klügere Bruder des Mannes, den die Frau lieber geheiratet hätte. Aber es ging nicht, und nun ist der dort oben geistlicher Herr, schon sieben Jahre lang. Meisterhaft ist nun geschildert, wie die Bauersleute anklopfen, endlich den Bruder finden, ihn mit der ganzen Ehrfurcht behandeln, die seiner Stellung zukommt — trotz der mehr als intimen Vergangenheit! —, wie nun der Mönch das Kind in Empfang nimmt, und wie er am Ostermorgen nach der Prozession die Verwandten entläßt, das blöde grinseude Susseppchen auf den Armen. „Katrein, sagt er zu der Schwägerin, geh heim in Frieden. Gefegnet seist du, und wenn du ein gesundes Kind hast, dann freue dich und preise den Auserstandnen. Wir beide,

der Josef und ich — gelt du, Joseppchen? — wir thun mit einander auf-
erstehen; der da oben (er berührt die Stirn des Kindes), ich hier innen (er
schlägt sich auf die Brust). Wir brauchen einander!“ Jede dieser Erzählungen
ist ihrem persönlichen Inhalte nach anmutig und weckt Interesse, und dabei
sind sie der Einkleidung nach alle gleich treu und, wengleich bisweilen etwas
derb, doch auch daneben wieder zart und fein. So die „Schuldige,“ die ihren
Dienst verlassen hat bei dem Bauern, um dessen Sohn nicht bloßzustellen, und
die dann mit ihrem neugeborenen Kinde in einer Höhle wohnt. Die Bauer-
kinder glauben steif und fest, es sei die Genovesa, und sogar der Herr Staats-
anwalt aus der Stadt, der im Wirtshausgarten des Dorfs davon gehört und
sich in den Wald hinauf begeben hat, um das Wunder zu ergründen, glaubt
im ersten Augenblick ein überirdisches Wesen vor sich zu haben, wenn seine
Phantasie auch nicht so stark ist wie die der Dorfbuben, die auch die Hirsch-
kuh zu den Füßen der Frau gesehen haben wollen. Das ist eine Art darzu-
stellen, womit sich märchenhaftes wirklich machen läßt. So einfach die Grund-
züge sind, so überzeugend ist das Ergebnis. Der Verfasser lenkt dann seinen
Gegenstand von diesem Gebiet allmählich hinweg und läßt daraus eine Kriminal-
geschichte werden, aber auch sie ist wieder ungewöhnlich in der Darstellung.
Man spricht jetzt viel von einer Kunstwirkung durch die allereinfachste Natur.
Wiebig's „Kinder der Eifel“ sind dazu ein gutes Beispiel.

Ganz in unser heutiges Leben und mitten in die soziale Frage führt uns
ein dreibändiger Roman: Tönendes Erz und klingende Schelle von
Luise Glaz (Berlin, Otto Sanke). Der Assessor Oldenhoven, der Bruder
des leitenden Ministers in einem kleinem thüringischen Staate, giebt seinen
Dienst auf, weil er nach seinen sozialen Anschauungen ein freieres Arbeitsfeld
braucht, und wird Journalist in einer nahegelegnen größern preußischen Stadt,
Rasenburg benannt. Bisher hat er viel mit Adel und Grundbesitz zu thun
gehabt, er besitzt selbst ein kleines verfallnes Gut auf dem Thüringer Walde,
nun kommt er unter Handwerker, Fabrikanten und vor allem unter Zeitungs-
schreiber. Denn außer dem nationalliberalen Tageblatt, dessen Besitzer ihn
gewonnen hat, damit er etwas Feuer hinter die trägen Besitzenden bringe,
giebt es noch Zeitungen verschiedner Farbe dort, bis herab zu einem neuen
sozialdemokratischen Blättchen, an dessen Erscheinen noch vor kurzem keiner der
ruheliiebenden Rasenburger hatte glauben mögen, und ein ganzes Haus, in das
auch der Assessor einzieht, steckt voll von Zeitungsschreibern, die einander mit
der Feder bekriegen und daneben ihren gemeinsamen friedlichen Mittagstisch
haben. Oldenhoven wächst sich nun zum Entsetzen seines Gönners zu einem
kleinen Raumann aus, sieht aber auch selbst ein, daß er etwas positives auf
diesem Wege nicht schaffen könne, wird endlich des „tönenden Erzes und der
klingenden Schelle“ müde und geht wieder in das Leben der Thaten über.
Er wird Landrat eines andern thüringischen Staates und verbindet sich mit

Martina Steffens, einer klugen, vermögenden und sehr sympathischen jungen Dame aus Rasenburg. Abgesehen von dieser Herzensangelegenheit befindet er sich also jetzt wieder ungefähr da, wo er anfangs war, allerdings bereichert durch die in Rasenburg gemachten Erfahrungen. Er hat die feste Überzeugung, daß er nun etwas nützlich leisten könne, und seine junge Frau, die sein ganzes Leben in Rasenburg verfolgt hat, teilt diese Ansicht, worin zugleich die Tendenz des Romans ausgesprochen ist. Dieser ist seinem Hauptinhalte nach weit mehr belehrend als unterhaltend, und zwar ist es erstaunlich, mit welcher Sicherheit die Verfasserin das ganze Zeitungswesen und seinen politischen Untergrund mit allen Einzelheiten richtig und treu nach dem Bilde seiner heutigen Entwicklung darstellt; keine ihrer vielen journalistischen Figuren vergißt auch nur ein einzigesmal ihre Rolle. Sodann finden wir ihre Ansichten über soziale Fragen der Gegenwart vernünftig und auf selbständige Kenntnisse gegründet. Es ist nicht etwa dies oberflächliche Hin- und Herreden der Romanfiguren über dergleichen, weil das nun einmal heute so die Mode ist, sondern die Verfasserin handelt von ihren Gegenständen mit einem Ernst, der beinahe den Unterhaltungswert ihres Buches gefährden könnte. Was diesen betrifft, so behandelt sie sehr gut die gesellschaftlichen Verhältnisse auf dem Walde, das idyllische, aber auch leicht ins komische zu ziehende Leben der vornehmen Bürgerfamilien, sehr gut hat sie auch einzelne Charaktere geschildert, so außer Oldenhoven die Familie seines Prinzipals, ferner Martina und die Thrigen, während von den übrigen Rasenburgern zu viele über die Szene geführt werden und immer wieder erscheinen und uns doch nicht bekannt werden. Sehr gut sind endlich die Schilderungen von Örtlichkeiten und Naturvorgängen, z. B. einer Überschwemmung in dem Bezirk, wo Oldenhoven gerade Landrat geworden ist. Die Verfasserin hat ein schönes, gefundes, frisches Talent, das ist keine Frage. Aber weil ein Roman ein möglichst vollkommenes Kunstwerk sein soll, so möchten wir auch andeuten, worin uns ihre Begabung noch der Schule zu bedürfen scheint. Zuerst handelt es sich um die Ökonomie: die Welt der Zeitungsschreiber in den ersten zwei Bänden nimmt einen viel zu großen Raum ein, und der Hauptpunkt des eigentlichen Romans, daß Oldenhoven und Martina für einander bestimmt sind, tritt zu spät ans Licht; lange kann der Leser noch denken, das energische adliche Gutsfräulein, die Schwester seines Freundes, wäre seine Erwählte, und als sie es schließlich nicht ist, kommt nicht deutlich genug zum Ausdruck, warum denn so viel von dem Verhältnis der beiden die Rede war, wenn sie doch kein Paar werden sollten. Das ist ein Mangel der Exposition. Übrigens ist die Erzählung ausführlich, sorgfältig und deutlich. Es fehlt aber am dramatischen, und wirkungsvolle einzelne Szenen, wie die am Sterbebette der Mutter Martinens, sind selten. Der Dialog ist sehr häufig zu studirt; so schlagfertig sind die Menschen in Wirklichkeit nicht. Man muß bisweilen in der That einen Augenblick nachdenken, um die Pointen ganz zu würdigen. Also das alles müßte natürlicher

sein, und die neuerdings aufkommende häßliche elektrotechnische Metapher „auslösen“ (für hervorrufen) sollte sich die Verfasserin nicht extra angewöhnen. „Nein, mein gnädiges Fräulein, das scheint nur so. Die hilfsbedürftige Situation löst stets Leben und zielbewußte (!) Bewegung bei ihm aus.“ Wenn man jemanden so im Leben sprechen hörte, würde man denken: Affektirter Mops! Das also wären etwa die Ausstellungen, die wir an dem übrigens erfreulichen, tüchtigen Buche zu machen hätten.

Leichtere Ware bietet uns eine Erzählung von Bernhardine Schulze-Smidt (Dresden und Leipzig, Carl Reißner). Sie beginnt mit der Kindheit eines feinen Geschwisterpaares in einer ungenannten norddeutschen Stadt, etwa Lübeck. Das Mädchen lernt den Spielfkameraden ihres Bruders, einen Kunstreiterknaben, kennen und verliebt sich in ihn. Der kleine Liebhaber geht nach einigen Jahren, nachdem sein Vater Bankrott gemacht hat, nach dem damals noch französischen Straßburg und wird Soldat. Einige Zeit darnach trifft in Begleitung ihres Bruders die Schwester auf einer Reise nach der Schweiz mit dem Geliebten ihrer Kinderzeit in Straßburg zusammen, um die bereits vorher gefaßte Meinung zur Gewißheit werden zu lassen, daß sie beide nicht für einander passen; er ist nur Sergeant, und keine Kinderphantasie kann mehr über das Trennende des gesellschaftlichen Unterschiedes hinwegtäuschen. Diese Schilderung des Straßburger Lebens mit dem hübschen, stattlichen und doch in seinem Benehmen unsichern Unteroffizier ist die gelungenste Partie des Buches. Etwas absichtsvoll und gesucht ist der Schluß, wo der Bruder als Militärarzt und die Schwester als Pflegerin auf dem Schlachtfelde von Gravelotte den jungen Freund als Sousleutnant mit durchschossener Brust unter vielen andern Toten seines Regiments liegen sehen. Das Ganze hat lange Zeit nachher der Bruder aufgezeichnet und der Verfasserin zur Benutzung überlassen. Ist das, wie wir annehmen, eine Fiktion, so ist es eine recht gute, und daß auf diese Weise das ganze Buch hindurch die Erzählung in der ersten Person gegeben ist, macht den Roman höchst lebendig. Die Ausstattung ist besonders fein, der Titel jedoch: Kein Gitter hindert Cupido, ist für das ernstgemeinte Buch zu kändelhaft und nicht einmal dem Inhalt angemessen, denn in Wirklichkeit hat das Gitter des Standesunterschiedes Cupido ja doch endgiltig gehindert.

Nicht so unterhaltend ist die in demselben Verlage erschienene Novelle von Sophie Junghans: Lore Fay, aber als Kunstwerk möchten wir sie höher stellen. Sie versetzt uns in die Stadt Hannover und in das Jahr 1708. Fast bis zur Mitte des Buches werden wir von der Häuslichkeit des kurfürstlichen Rats Bube unterhalten, nicht kurzweilig, denn das waren die Menschen damals auch nicht in der kleinen, bereits stark englifizierten Residenz, aber stilgetreu. Wir sehen die Menschen lebhaftig vor uns; es gehört aber schon etwas historischer Geschmack dazu, um das umständliche Vergnügen ihrer Gesellschaft als eine Annehmlichkeit zu empfinden. Es ist darum gut, daß bald ein wirklicher Gedanke unsre Teilnahme ganz allein in Anspruch nimmt.

Lore Jay dient als Zofe im Hause des Rats und hat dort viel zu erdulden. Sie ist von guter Herkunft, aber ihr Vater hat einen juristisch konstruirten Hochverrat mit dem Kopfe gebüßt, und nun ist sie selbst vogelfrei. Wie sie wegen angeblich ehelosen Wandels von der patentirten ehrenhaften Gesellschaft geächtet wird, aufs Spinnhaus kommt, Kirchenbuße thut und gerade auf den Pranger ins Halseisen soll, als der Abgesandte der Königin Anna nach beendigter Audienz eben vom Schlosse her über den Markt sprengt, das Mädchen befreit, das bald darauf Lady Fitzroy wird, das alles ist vorzüglich geschildert, sodaß wir den Eindruck eines wirklichen Ereignisses bekommen. Hat die Verfasserin etwa in der That die Hauptsache einer historischen Quelle entnommen, so bleibt ihr immer noch das wohlgemessene Verdienst der stilgerechten Ein-
kleidung.

Schließlich weisen wir noch auf einen Band Neue Novellen von Hans Arnold hin (4. Auflage; Stuttgart, Bonz u. Comp.). Wir haben unsern Lesern den beliebten Erzähler schon öfter vorgeführt. Die große Gewandtheit seines gefälligen und liebenswürdigen Talents wird auch durch jede dieser fünf kleinen Geschichten bekundet. Vier sind komischer Art. Uns sind die ernstern lieber. Unter diesen erweckt nur „Schach der Königin“ ein tieferes Interesse: ein kleines Erlebnis in einem vornehmen Hause, das mit feinem Sinn und vertrauter Kenntnis des Dehors höchst unterhaltend, man möchte sagen delikat angerichtet wird. Sollten kritisch gestimmte Leser, die nicht in gräßlichen Häusern zu verkehren pflegen, hierbei fragen: War das möglich? so wüßten wir ihnen auch keine bestimmte Auskunft zu geben, sondern müßten sie bitten, mit ihrer Nachfrage weiter zu gehen, vielleicht ins Land der Dichter.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Personalkredit des ländlichen Kleingrundbesitzes. Unter dieser Überschrift hat Hans Slagau in Nr. 38 der Grenzboten die Ergebnisse der Untersuchungen, die der Verein für Sozialpolitik über diesen Gegenstand angestellt hat, gerade in dem Augenblick besprochen, wo der Verein in Köln mündlich über die Sache verhandelte. Wer an jenen Verhandlungen teilnahm, mußte aber sofort erkennen, daß Slagau die Untersuchungsergebnisse nicht mit der nötigen Sachlichkeit besprochen hat, denn die Verhandlungen sowohl als auch die gründliche Durchsicht der beiden Bände, die der Verein voriges Jahr veröffentlicht hat, ergeben ein ganz andres Bild, als man es bei Slagau findet.

Richtig ist, daß man in den Berichten eine gewisse Bevorzugung der ländlichen Darlehnskassen erkennt — die aber keineswegs nur Raiffeisenkassen sind, sondern vielfach nach Schulze-Dehliß'schen Grundsätzen errichtet wurden und arbeiten und sich nun ländlichen und landwirtschaftlichen Verhältnissen angepaßt haben, was bei städtischen Vorschußvereinen, die zwar auch viele Landwirte zu Mit-